

IM SPIEGEL DER ZEIT

„Das Letzte wird doch die Geborgenheit sein“

Ein Gespräch mit Gisela Wiese¹

Nach dem Krieg hat Sie ein Kommunist als Christin angesprochen und zu Ihnen gesagt: Du glaubst doch an die Auferstehung, hilf jetzt mit, daß unser Land wieder aufersteht. Sie waren gegenüber dieser „Auferstehung“ kritisch.

Ja, es gab auf einmal keinen Karfreitag mehr, es war „nur noch“ Ostern, es war Aufbruch. Man sprach auch nicht mehr von der Befreiung, sondern vom erfolgreichen Zusammenbruch und vom nötigen Aufbruch, der dann folgte. Und das war eigentlich schon die Grundlage, daß so vieles in dieser Demokratie schief ging, ob das die Wiederbewaffnung war oder der Rechtsradikalismus, der wiederkam.

Ich sehe in diesem Zusammenhang bei Christinnen und Christen häufig die Gefahr eines falschen Versöhnungsgedankens. Versöhnung wird verwechselt mit Zudecken, den anderen annehmen in der Einschätzung: ich habe auch meine Fehler und er hat seine. In den Begegnungen mit SS-Tätern habe ich erlebt, daß ich die Taten eines Menschen ernst nehmen muß, wenn ich ihn ernst nehmen will. Ich muß aufdecken, was an Schuld und was an Unmenschlichkeit da war. Erst dann ist Versöhnung möglich.

„Versöhnung“ steht wie ein Motto über Ihrem Engagement. Was bedeutet diese für Sie?

Wir haben in den sechziger Jahren die Zeugen begleitet, die zu den NS-Prozessen aus vielen verschiedenen Ländern, den USA, Israel, Polen, der UdSSR nach Hamburg kamen. Es waren Jüdinnen und Juden, die viel durch uns gelitten hat-

¹ Gisela Wiese ist Vizepräsidentin der deutschen Sektion von Pax Christi, der internationalen katholischen Friedensbewegung. Sie wurde am 29. 05. 1924 in Berlin geboren und wuchs bei ihren Großeltern im protestantischen Milieu der Bekennenden Kirche auf. Ihr Großvater war in einem Widerstandsnetz engagiert. Sie versorgten jüdische Familien mit Lebensmitteln und brachten jüdische Kinder in die Niederlande. 1943 wurde er von den Nationalsozialisten umgebracht. Die Erlebnisse der Kriegsjahre prägten Gisela Wiese. Sie konvertierte 1947 zur katholischen Kirche. Seit vielen Jahrzehnten setzt sie sich für die Versöhnung mit den Opfern des Nationalsozialismus ein. Heute lebt sie in Hamburg, wo sie bis vor kurzem einen katholischen Kindergarten leitete. Zu ihrem 70. Geburtstag haben Freunde eine Festschrift zusammengestellt: *Gegenwelten. Notizen über eine ungewöhnliche Frau* (herausgegeben von Pax Christi – Deutsche Sektion). Idstein 1994, 150 S., DM 19,80. Über die Grundlagen ihres politischen Engagements in Kirche und Gesellschaft sprach mit ihr am 21. April 1994 Wilfried Köpke.

ten. Versöhnung hieß für mich zunächst, mit ihnen zu leiden, zu *versuchen*, mit ihnen zu leiden, sich ihrem Leiden anzunähern. Wir können es ja gar nicht, wenn wir Auschwitz oder andere Orte nicht erlebt haben. Sich dem anzunähern und zu begreifen, was der Mensch dem Menschen antun kann. Versöhnung habe ich dann weitergehend so verstanden, daß erst wirklich auf die Schuld gesehen und der Täter zur Rechenschaft gezogen wird, sonst gebe ich ihm gar keine Gelegenheit, umkehren zu können. Er wird nicht geächtet, also kehrt er nicht um. Die NS-Täter fühlten sich als anständige Menschen in einer Gesellschaft, die von sich aus die Vergangenheit nicht mehr benennen wollte. Während der Prozesse ist dieser Aspekt des Versöhnungsverständnisses für mich ganz wichtig geworden. Ich habe mir gesagt: wenn ich so schuldig geworden wäre, hätte ich mir gewünscht, daß mir jemand die Augen dafür öffnet, damit ich wirklich umkehren kann und bemüht bin, zu Menschlichkeit zu kommen. Die SS-Täter sind u. a. deshalb nicht zu einer Umkehr gekommen, weil man sie in ihrem Selbstmitleid bestärkte, anstatt sie zu konfrontieren.

Versöhnung hat Sie zunächst an die Seite der Opfer geführt und das war der Impuls zur Gründung der Pax Christi-Gruppe in Hamburg.

Ja, ich dachte und ich glaube, das war der richtige Ansatz: auf der einen Seite mußten Menschen, die nach so vielen Jahren mit ihrem schrecklichen Erleben nach Deutschland kamen, Menschen finden, die sich ihnen zur Verfügung stellen. Ich ahnte nicht, wie weit das gehen würde, daß sie uns aufnehmen und das unvorstellbare Grauen, das sie durchlebt hatten, vor uns ausbreiten würden, wie sie es sogar in ihren zweiten Familien nicht getan haben. Ich begriff: wenn wir nicht an der Seite der Opfer bleiben und ihre Geschichte weiter erzählen, kann unsere eigene (Nachkriegs-)Geschichte nicht gut ausgehen.

Warum war das so bedeutsam?

Es hat zum einen mit dem zu tun, was ich eben sagte: wenn man nicht auf den Karfreitag schaut, kann man Ostern nicht erleben. – Hinzu kommt eine andere Erfahrung. Die Zeugen haben uns außerhalb der Prozesse von einer anderen Seite ihrer Geschichte berichtet. Und jeder hatte ein oder zwei Erlebnisse, von denen er uns sagte: Da ist mir in all den Grausamkeiten ein Mensch begegnet, der hat mir Mut, der hat mir Zuversicht gegeben. – Wir haben diese Zeit nicht richtig aufgedeckt, und das hat unsere jungen Menschen um Vorbilder gebracht.

Jetzt läuft der Film „Schindlers Liste“. Aber es gab *vielen* stillen Helfer, die nicht benannt wurden. Sie haben sich zum Teil gar nicht gemeldet, als sie merkten, daß über die Vergangenheit nicht gesprochen werden sollte.

Die bewegenden Taten der Menschlichkeit, die die Opfer schilderten und die ihnen zum Weiterleben verholfen haben, geben mir heute die Kraft, wenn ich jemanden im Gefängnis begleite. Oder wenn ich für einen Asylsuchenden nicht durchsetzen kann, was er braucht, um hier leben zu können, dann habe ich das

Gefühl, der Widerstand, den ich leiste gegen ein unmenschliches Gesetz, stärkt auch ihn, nicht aufzugeben. Nochmals: wir haben uns mit der mangelnden Aufarbeitung der Geschichte von 1933 bis 1945 auch um die positiven Erfahrungen dieser Zeit gebracht.

„An der Seite der Opfer stehen“ – war das unumstritten in der Pax Christi-Gruppe während der Prozeßbegleitung?

Noch während der Prozesse wurde ein junger Mann, der sehr rigide katholisch war, sehr rigide kommunistisch. Er vertrat die Ideologie: was ihr da tut, wenn ihr euch auf die Seite der Opfer stellt, das ist menschlich sehr gut und humanistisch, aber es ist nicht politisch. Eine Position, die ich nachher auch in der Friedensbewegung entdeckte. Es war politisch zu demonstrieren, aber es war zweitrangig, sich an die Seite der Opfer zu stellen. Man war bemüht, nicht selber Opfer zu werden, das war gut. Aber man begriff nicht, daß es schon Opfer gibt, lange ehe ein Krieg geführt wird, z. B. in der „Dritten Welt“. Ich glaube, daß wir an der Seite der Opfer immer wieder auf Menschen stoßen werden, die das bloß karitative Tun für den Menschen als zu wenig ansehen, und das ist es für mich auch. Nur die politische Forderung zu artikulieren, ohne die Tat für den Nächsten zu tun, die ihn befreit oder sein Leben etwas menschlicher macht, das ist für mich gar nicht gangbar. Ich kann nicht diskutieren und in großen Utopien schwelgen, wenn ich mich nicht gleichzeitig selbst überprüfe, ob ich der Utopie gegenüber wahrhaftig bleibe in der Tat.

Zur Versöhnung gehören also unabdingbar Solidarität mit den Opfern und das Erinnern?

Ja, und Versöhnung ist für mich mit der Begriff dafür, daß Gottes- und Menschenliebe nicht zu trennen sind. Wenn ich mich erinnere und mit den jüdischen Überlebenden der Shoa versuche, ihre Trauer zu teilen, dann bedeutet das auch für mich, daß ich näher an dieses unbegreifliche Geschehen herankomme, wo ich erleben muß: Gott kann nicht der sein, der liebevoll herrscht sondern der, der liebevoll mitleidet.

Ihre Kriegserlebnisse, das Wissen um Auschwitz haben Ihr Gottesverständnis, Ihren Glauben verändert.

Ich denke, nach Auschwitz kann kein Christ und keine Christin ungebrochen den liebenden Gott verkünden oder für sich in Anspruch nehmen. Dort ist eine Realität aufgebrochen, die viele gläubige Menschen in Gottesferne gebracht hat. Wenn wir uns davon nicht ergreifen lassen, so daß es zu einem Zweifel und zu einer Anfrage kommt, dann „kapitalisieren“ wir den Glauben und leben ihn nicht. „Kapitalisieren“ meint die Haltung: ich habe das wahre Christentum und ich weiß es endgültig. Aber Auschwitz ist die Anfrage oder die Bestätigung, daß wir sehr we-

nig vom Menschen wissen und daß Gott nur der Gott sein kann, der mitleidet, wenn wir das Leiden nicht verhindern. Er ist eben nicht der, der verfügt, daß Menschen so leiden müssen. Ein kirchliches oder christliches Leben, das sich diesen Fragen und Zweifeln nicht genähert hat, kommt nicht an die Quelle. Es ist wieder wie mit Ostern und Karfreitag. Wir müssen uns dem Grauen annähern, um dann um so stärker zu erfahren, daß die Geborgenheit am Ende steht und nicht die Vernichtung. Es ist für mich heute noch unbegreiflich, wenn ich Elli Wiesel lese, wie er nach einem Leben des Leidens und des Leiden-Zulassens und des Fragens und des Verzweifeln und des Haderns mit Gott, dazu gekommen ist, doch letztlich zu glauben, daß alles zu einem guten Ende kommt.

Wahrscheinlich kann ich das für mich nur sagen, weil ich zugelassen habe, daß das Bild von dem liebenden und alles zum Guten wendenden Gott einstürzte. Obwohl es heute wieder ähnlich da ist wie in meiner Kindheit, hat es eine ganz andere Qualität. Es ist nie ein Wissen, es ist ein Darauf-Hoffen. Und ich bin sicher, daß ich jungen Menschen etwas davon vermitteln kann, wenn ich eben nicht die Wissende bin, sondern die, die mit ihnen sucht.

Sie haben über 50 Jahre mit Kindern gearbeitet. Der „liebe Gott“ scheint das typische Gottesbild der Kindheit. Wie haben Sie den mitleidenden Gott den Kindern nahegebracht?

Wir müssen vor allem, sowohl religiös wie politisch, kindgemäß sprechen. Wir dürfen nicht den strafenden Gott verkünden. Innerhalb der Kirche sind in dieser Hinsicht viele Fehler gemacht worden. Ich habe weit mehr junge Menschen erlebt, die unter dem strafenden Gott gelitten haben, als daß sie vom „lieben Gott“ geprägt worden wären. Ihr Leben wäre sehr viel glücklicher verlaufen, hätte man sie mit dem mitleidenden und liebenden Gott, der auf sie angewiesen ist, konfrontiert. Ein Glaube, in dem sie sich ernstgenommen fühlen. Für mich war es kein großes Problem, den Kindern nahezubringen, was ich lebe, weil es so wundervolle Geschichten gibt, die ausdrücken: Jesus ist der Mutmachende. Oder in einem Psalm heißt es, daß man seinen Zorn dem lieben Gott überlassen kann und er die Sache in Ordnung bringen wird – und man selbst sie dann lassen kann.

In meiner Kindheit habe ich nur vom Gott der Liebe und der Bestätigung erfahren. Den strafenden Gott habe ich als Kind nie gelehrt bekommen. Das habe ich den Kindern vermitteln wollen. Und ich glaube, wenn sie sich angenommen fühlen vom Erwachsenen und gleichzeitig Gott geschildert bekommen, der in Jesus menschenfreundlich ist, dann können sie ein Selbstvertrauen entwickeln, das sie mit Fragen, die später kommen, sehr wahrheitsgemäß umgehen läßt. Ich habe den Kindern nie die Kreuzigungsszene erzählt, weil ich noch weiß, wie ich selbst als Kind darauf reagierte. Ich war fünf Jahre alt. Nach dem protestantischen Karfreitagsgottesdienst, der mit den schrecklichen Worten „Er starb für Dich“ schloß, bin ich aus der Kirche gekommen und habe zu den Großeltern gesagt: das will ich nicht; ich will nicht, daß ein so lieber Jesus, der so vielen Menschen geholfen hat, für mich stirbt.

Mit einer solchen Theologie überfordern wir Kinder, wenn wir uns nicht sogar selbst damit überfordern. Ich versuche zu vermitteln: Er ist der gewesen, der seiner Sache treu und bei den Armen und Kranken geblieben ist, und das haben die Reichen und Mächtigen nicht gewollt und haben ihm weh getan, aber er ist bei uns geblieben und ist heute noch bei uns. Also eine Aussage, die sehr positiv ist, ohne eine heile Welt vorzugaukeln, das ist für Kinder wichtig. Denn sie brauchen Jesus, um in den Ereignissen, die geschehen und wo Menschen verletzt werden, zu wissen: er gibt mir die Kraft, daß ich bei den Verletzten und Opfern bleiben kann. Das verstehen Kinder schon sehr gut.

„Er ist heute noch bei uns“ – was bedeutet das für Sie?

Ich habe besonders bei den Prozessen erlebt, wieviel sich zwischen Menschen ereignen kann. Und ich glaube, da ereignet sich – wir können sowenig mit dem Begriff anfangen – Gnade. Ich kann letztlich nicht benennen, warum Versöhnung überhaupt nach soviel Leid möglich ist, warum Menschen sich aufeinander einlassen können und Vertrauen haben in einer Welt des Mißtrauens und in einer Welt des gegenseitigen Übervorteilens. Plötzlich lassen sich Menschen aufeinander ein, und etwas von dem, was Jesus gelebt hat an Vertrauen, an heilbringendem Leben, ist zwischen ihnen möglich – das ist Glaube. Der größte Glaube, der sehr zaghaft ist und manchmal wieder wackelt, ist der, sagen zu können: letztlich ist alles in Gott geborgen und wird zum guten Ende kommen. Das Größte, was man überhaupt an Glaubenszuversicht haben kann, zeigt sich, wenn ich loslassen muß und mir etwas aus der Hand genommen wird, seien es Menschen, die ich geliebt habe oder Situationen, die ich vergeblich für Menschen gut lösen wollte. Dann noch glauben zu können: er bringt's zu einem guten Ende, das ist eine Kraft zur Lebensbejahung.

Das heißt nicht, die Hände in den Schoß legen?

Nein. Wenn ich sage, er ist der Gott der mitleidet, dann ist er auf mich angewiesen, daß Menschen nicht zu Opfern werden. Nur wenn ich nichts mehr tun kann, wie in Auschwitz, wo keiner was tun konnte, oder wenn heute eine schwangere Frau abgeschoben wird und ich weiß, sie geht ins Unglück, dann möchte ich das Vertrauen aufbringen, daß sie, wenn auch ihr Schicksal für mich nicht mehr zu beeinflussen ist, doch nicht der Vernichtung ausgeliefert ist. Das Letzte wird doch die Geborgenheit sein.

Nimmt das die Opfer noch ernst?

Gerade weil das menschliche Unvermögen deutlich wird am ungeheuren Leiden von Auschwitz, heißt Hoffnung, daß Liebe stärker ist, daß Gottes Geborgenheit stärker ist als die Vernichtung. Es ist ein Ernstnehmen der Opfer. Denn: wenn ich das glauben möchte, muß ich alles tun, um Leid zu verhindern. Nur dann kann ich mich auf einen Gott berufen, der mitleidet und es zu einem guten Ende führt.

Viele haben den Eindruck und das Gefühl von einer großen Krise in unserer Gesellschaft.

Das ist nicht nur ein Gefühl, sondern dafür spricht manches. Warum das so ist? Je älter ich werde, umso wichtiger ist mir, mich den Realitäten zu stellen. Wir brauchen einerseits Utopien und sehen sie andererseits sehr schnell als erfüllt an. Wir haben Traumausflüge gemacht nach China, nach Nicaragua, in Basisgemeinden und fanden Minderheiten in der Minderheit. Jesus liefen die Massen nicht mehr nach, als die Realität härter wurde. Einerseits ist es härter geworden, aber andererseits empfinde ich es als eine ganz große Kraft, die Realitäten zu erkennen und trotzdem an der Gegengesellschaft bauen zu können. Ich bin nicht resigniert. Ich bin wohl voller Scham und Verzweiflung, wenn in Lübeck die Synagoge brennt oder wenn Lissy Schmidt² ermordet wird, weil sie eine Journalistin für die Gerechtigkeit war. Aber es läßt mich nicht aufgeben. Ich liebe die Geschichte, in der Jesus den Jüngern, die mit leeren Netzen vom Fischfang kommen, sagt: Fahrt doch nochmal raus. Ich fahr wieder raus. Ich weiß nicht, ob ich nicht noch ein drittes Mal rausfahren muß mit meinem Eintreten für eine bessere Demokratie, für eine bessere Gesellschaft. Aber daß wir immer wieder rausfahren, daß wir nicht aufgeben müssen, das ist eigentlich die Grundtendenz.

Worauf kommt es jetzt an in der Bundesrepublik?

Die Vergangenheit aufzuarbeiten, was den Antisemitismus, den Antijudaismus betrifft. Position beziehen zu dem, was „national“ ist und durch Abgrenzen wieder gefährlich wird. Und ich wiederhole: sich an die Seite der Opfer, der Flüchtlinge, der Asylsuchenden, der Gefangenen zu stellen, an die Seite der Minderheiten, die, weil die Zeit härter wird, viel härter betroffen sind.

Was erwarten Sie da von der Amtskirche?

Ich bin sehr bescheiden geworden. Aber ich erwarte, daß sie begreift, daß Staat und Kirche nicht in allem konform gehen können. Daß ihr Auftrag ist, eine arme Kirche zu werden, damit sie eine Kirche *für* die Armen werden kann. Ich weiß, daß auch das eine Utopie ist oder so klingt, aber ich sehe z. B. in Pax Christi, daß Ansätze da sind. Für das neue Hamburger Erzbistum wünsche ich, daß wir einen Bischof bekommen, der Bruder wird, angesichts des Elendes in der Stadt. – Dafür muß ich eintreten, dafür muß ich unbequem sein, darauf muß ich hoffen.

² Lissy Schmidt und ihr Begleiter Aziz Kader Faraj sind am 3. April 1994 in der Nähe der kurdischen Stadt Suleimaniya im Irak erschossen worden. Es war wahrscheinlich ein gezielter Anschlag auf die Journalistin. Lissy Schmidt sprach kurdisch, hielt sich häufig in den kurdischen Gebieten auf und berichtete seit mehreren Jahren für deutsche Tageszeitungen und Hörfunksender über die Unterdrückung der Kurden. Sie war Mitglied von Pax Christi.

Was ermutigt Sie zu hoffen?

Der Grund meiner Hoffnung sind Menschen, die, wie uns die Bibel überliefert, angesichts von Unrecht nicht aufgegeben haben. Jesus war beispielhaft darin, durchzuhalten und zu zeigen, daß die Menschlichkeit nicht verloren geht, sondern aufersteht und daß es sich lohnt, als Mensch zu leben und zu sterben.

*Herzlichen Dank für das Gespräch.
Wilfried Köpke, Hannover*

BUCHBESPRECHUNGEN

Bildbände

Gallistl, Bernhard: Die Bernwardssäule und die Michaeliskirche zu Hildesheim. Mit 42 Fotos von J. Scholz und 5 Zeichnungen von A. Carpicci. Hildesheim, Zürich, New York: Olms Verlag 1993. 135 S., Leinen, DM 78,-.

Vom gleichen Autor erschien schon ein Buch über „Die Bronzetüren Bischof Bernwards im Dom zu Hildesheim“ (vgl. die Besprechung in: GuL 1990, 477). Auch hier führt er wiederum in umfassender und kundiger Weise in das Leben und Schaffen des großen Hildesheimer Bischofs (993–1022) ein und ermöglicht so ein besseres Verständnis der Kunstwerke, durch die jener berühmt wurde. Dabei zeigt sich, daß Bernward seine Kunst von göttlicher Gnade inspiriert weiß (24).

In diesem Sinne wird die Michaeliskirche (vor allem die Etappen ihrer Stiftung und die Kreuzaltaranlage) beschrieben, in der die bekannte bronzene Christussäule, die jetzt im Querhaus des Domes einen eher unscheinbaren Platz einnimmt, vorher gestanden hat. Die Kirche selbst wurde durch die Reformation lutherische Pfarrkirche, die Säule hingegen durch Bilderstürmer beschädigt und im Jahre 1723 niedergelegt, weil sie einzustürzen drohte. 1810 stellte man sie vor dem Dom im Freien auf und 1893 wurde sie an ihren heutigen

Standort gebracht, um weitere Beschädigungen auszuschließen.

Ursprünglich symbolisierte die Säule Christus als Zentrum des Weltalls (Kol 1, 16). Diesem Sinn folgt auch das Relief, das in aufsteigender Spirale in 24 Szenen das öffentliche Leben Jesu schildert und einst vom Bild des Gekreuzigten gekrönt war. Ausgezeichnete Fotos, durch entsprechende Schrift-Perikopen und Bildbeschreibungen erläutert, stellen dem Betrachter das ganze Band eindrucksvoll vor Augen (das wie eine thematische Ergänzung der Bronzetüren erscheint). Ganz verständlich wird die künstlerische Aussage der Säule jedoch erst, wenn man sich ihre Urgestalt und den ehemaligen liturgischen Zusammenhang vorstellt. Obwohl die ottonische Reichsidee (Kaisertum, Jerusalemzitate, römische Reminiszenzen) ein ikonographisches Leitmotiv der Michaelisstiftung gewesen zu sein scheint, bleibt das Messiasgeheimnis das zentrale theologische Thema.

Deshalb verdient die Schlußbetrachtung dieses Bildbandes m. E. das besondere Interesse der Leser. Denn hier wird noch einmal deutlich ausgesprochen, was infolge der ausführlichen historischen Informationen (etwa bezüglich der Darstellung einer sakralen Erneuerung des römischen Kaisertums) vielleicht doch in Gefahr war, über-